

Dieter Roths Bilder

(Ein kurzer Aufsatz zur Ausstellung in der
Galerie Ziegler, Zürich 1975)
von Dieter Roth

Man erwarte bitte nicht, zum Lesen zu bekommen, was freundliche Besucher dieser Ausstellung eine Würdigung nennen könnten. Aber man freue sich bitte auch nicht auf etwas, das jemand, der den Produkten Roths nicht gewogen ist, als *Entwürdigung* begrüßen dürfte. Wenigstens in diesen Wertungsversuch (als welchen wer immer es tun will diesen Aufsatz ansehen möge) sei kein Entwertungsversuch gekleidet. Was der Verfasser hier tun will, das ist – grob gesprochen – ein Nehmen und Hochhalten. Ein Halten undeutlicher Erscheinungen an undeutliche Skalen (Skalen, auf denen zum Beispiel die Lage des Positiven und des Negativen nicht auszumachen wäre, oder auf denen das Oben mit dem Unten und das Unten mit dem Oben austauschbar wären). Dabei wäre es dann sein (des Verf.) undeutlicher Wunsch, dieser Vorgang des undeutlichen Wertens werde den Leser ins Schwanken bringen, so dass er seinen (des Verf.) Wertungsversuch deutlich als etwas Undeutliches oder Schwankendes sehen werde – oder sogar undeutlich als etwas Undeutliches oder schwankend als etwas Schwankendes. Beide, Schwanken und Unsicherheit, würden dann (werden, so hofft der Verf.), mit der ihnen eigenen obwohl selten erlebten Überzeugungskraft (bescheidener: Unterhaltungsfähigkeit) begabt, gesehen werden.

Es gehe darum, dieses nun ein wenig unziemlich viele Male erwähnte Schwanken, welches der Verfasser – bei der man kann wohl sagen: direkten und persönlichen Verbindung, die er mit Roth hat und der darausgewachsenen Kenntnis des Mannes – immer wieder erlebt, auch dem Betrachter seiner Bilder mitzuteilen, und zwar als *Schwenken* von der Zustimmung zur Ablehnung oder von der Ablehnung zur Zustimmung. Das Schwanken (ein oft wiederholtes Schwenken eigentlich) kann vielleicht schon erlebt werden als Diskrepanz dessen, was auf Roths Bildern man als dargestellt *werden Sollendes* sieht, und dem, was auf denselben Bildern man als dargestellt *Gewordenes* sieht. Oder das Schwanken geht in der Frage vor sich: Sehe ich auf diesen Bildern was, oder sehe ich nichts?

Wichtig ist es, festzustellen, dass die gezeigten Bilder aus den soeben vergangenen 2–3 Jahren kommen. Man darf daher annehmen, der Maler habe, schon ein Weilchen vor der Zeitspanne, da er an den ausgestellten Werken arbeitete, das Nachahmenwollen seiner Vorbilder hinter sich gelassen, und wir hätten es hier mit Produkten – und damit Zeichen – seiner Absicht zu tun.

Das, was der Verfasser weiter oben Roths Absicht genannt hat, könnte man zunächst – zu weitergezogener Umschreibung – ein Sichlösenwollen nennen von dem, was um ihn herum (zeitlich und örtlich gemeint) an sogenannter Kunst hervorgebracht worden ist. Dieses glauben jene Leute auszudrücken, welche vor seinen Bildern sagen: «Er hat seinen eigenen Stil» oder «Er macht immer etwas Anderes – Anderes als er selber und Anderes als die Anderen». Zu dieser Art *Aussagen*, Aussagen zum sogenannten *Was* eines Produktes, gehört aber auch *Fragen*, die Fragen nämlich, welche nach dem *Woher* des Produktes suchen. Die Frage, nun und hier, vor der thematischen und technischen (vielleicht scheinbaren)

Vielfalt des Werkes, sie dürfte lauten: Woher dieses «Andersscheinen»? Woher dieses «Andersarbeiten»?

Die Antwort (aus des Verfassers Munde) lautet: Roth fürchtet den Vergleich mit Anderen! Wer die Anstrengungen gewisser Vorgänger oder Zeitgenossen oder gar Freunde des Mannes kennt, dem erscheinen in seinen gemalten oder gezeichneten Werken (die geschriebenen sollen – man wird es schon gedacht haben – den Verf. hier nicht beschäftigen) überall, wenn auch oft versteckt und zugedeckt, Formen und Spuren der Gedanken Anderer. Diese Erscheinungen deuten an – beweisen vielleicht? – dass Roth zu Beginn der Arbeit immer Traditionelles (der Deutlichkeit halber sei das Wort gebraucht) einsetzt, sei es alte Tradition oder neue, lange schon Gebrautes oder vor kurzem erst von ihm Nahestehendes Erfundenes. Roth fürchtet sich – man kommt nicht drumhin es zu sagen (man sieht es so deutlich im Undeutlichen vor dem Vergleichen. Er tritt wohl an dazu, gezwungenerweise, denn die Formen, mit denen er je das Werk beginnt, sind Formen Anderer, – aber sobald er den Druck der Konkurrenz spürt, den er – wohl gemerkt – selber heraufbeschworen hat, spürt er, dass er nicht konkurrenzfähig ist. Er weicht, entwischt den Anfangstechniken oder schüttet sie zu, er macht sie belächelbar, bedauernswert usw. Er hat ganz einfach Angst. Angst – er hat es selber irgendwo gesagt – seine Armut, seine Grenze, seine Schwäche könnten sich, dem Beschauer oder dem Künstler-Zeitgenossen, vor Allen aber wohl ihm Selber, deutlich zeigen. Also versucht er einen Seitenweg zu jenem Weg, auf welchem er in Furcht vor Vergleich, also vor Urteil, stehen- oder steckenbleiben müsste.

Was verlorengeliegt dabei, oder was er nicht mitnehmen kann auf seinen Umwegen, das wird Jedem bewusst werden, der aus den Bildern die

DRA

Ansätze oder das Programm heraus schauen sieht, und der dann, wenn er den Blick auf Roths Eigenes richtet, merkt, dass dieses immer nur als nebliger Vorhang, dumpfe dicke Decke, dünnste Haut über Leerräumen, grelles Flimmern das man nicht in den Fokus bekommt zu sehen gibt. Auf die Frage nun, was damit an Aussage oder Einsicht gemacht, bekommen oder angeregt sei, bleibt – zumindest dem Verfasser dieser Epistel – nichts Anderes als eben die Aufzählung: «Nebliger Vorhang, dumpfe dicke Decke, dünnste Haut, grelles Flimmern!» Wer aber will sowas auf die Reise mitnehmen? Gewiss nicht jener Betrachter, der vor diesen Bildern immer den in des Verfassers Ohren vagen Ausruf tut: «Reichtum der Phantasie!» – «Clown des Stils!» – «Geige des Hinterteiles, des Hintern!» Darauf zu antworten und diese Rufe in ihrer Überschwenglichkeit etwas zu stützen, erscheint nicht schwierig. Von jener reichen Phantasie zum Beispiel wird so oft gesprochen, dass ich mir es nicht verkneifen kann zu sagen: Mir erscheint Roths eifriges, rastloses Hinundher zwischen den Stilen und Rundherum um die Themen nur ein Ausdruck der Phantasie seiner *Umgebung* zu sein. Seine Umgebung ist es, die ihn mit all ihren Einfällen – via die Furcht, darauf keinen passenden Reim zu finden und nicht im je fälligen Jargon siegreich oder wenigstens annehmbar (in die Gesellschaft der jeweiligen Meister des angeschlagenen Themas aufnehmbar) mitzureden – zu all seinen Umwegen zwingt. Diesen Zwang in seinen vielen Formen auf Roth auszuüben, *das* nenne man Phantasie üben. Die *Umgebung* ist es, die Roths Umwege – und manchmal Auswege – eigentlich erfindet, denn die Form des Umwegs ist der Abklatsch der umgangenen Sache. Der Einfall ist doch beim Zwingenden, nicht beim Gezwungenen?!

Recht deutlich kann man diesen Vorgang – den man eher einen Zustand nennen sollte – in der

Mattigkeit der in der vorliegenden (besser: vorstehenden) Ausstellung hängenden Werke verfolgen, mit den Blicken folgen. Nunmehr wird der Ausweg in den Kitsch (ein Ausweg, der immerhin von einer gewissen Deutlichkeit der Schwäche nicht hinwegführen könnte) nicht mehr gegangen, wenigstens nicht offen gegangen. Graue Sauce liegt anstelle des widerlichen Süßes über . . . – ja, worüber? Weder Triumph noch Niederlage wird man darunter finden, und sei es nur in den oben genannten Spuren, Ansätzen etc.

Roth geht einfach um alles herum. Der Betrachter fragt sich so manches Mal: Könnte es nicht doch für Roth noch eine Furcht oder wenigstens etwas Gefürchtetes geben, in welcher oder bei dem er bleibt? Ein Gefürchtetes, das er angeht, bis er es entweder nicht mehr fürchten muss, oder bis er dessen Übermacht unterliegt? Eine Furcht, in der er verharret, die er aushält oder versucht auszuhalten? Könnte es für ihn, vielleicht, noch die Furcht vor dem Umallesherumgehen geben? So dass er dort, in jener Furcht, dann fürchtend bleiben könnte? Und dass er dann eine Stärke zeigen könnte, nämlich im Aushalten dieser Furcht? Oder dass er eine Schwäche, furchtlos oder fürchtend, zeigen könnte, – die Schwäche, von Jedermann beim Umgehen des Gefürchteten ertappt werden zu können? Oder als Einer angesehen werden, der in seiner Angst, beim ängstlichen Umgehen erkannt zu werden, einen weiteren Umweg sucht, aus Angst: Den Umweg um die Angst vor dem Umweg (sozusagen einen weiteren Umweg um den ersten Umweg herumgehend)?

Vorläufig ist aber die Frage, erstens, ob Roth diese Zweitangst (möchte man sie nennen) dargestellt hat – oder findet man sie in den Bildern hier – ? Und wenn er sie dargestellt hat, hat er sie denn deutlich dargestellt? Hat er sie

nicht einfach wieder umgangen, auf dem Umweg des Undeutlichbleibens? Ist er nicht ebenso-einfach wieder – immer wieder – auf dem Umweg vor der Angst vor dem Umweg vor der Angst auf dem Umweg vor der Angst u.s.w.? Ebenso wenig sehen kann man, zweitens, ob die Idee des Nicht-könnens deutlich wird, ob sie in seinen Bildern Formen annimmt oder Formen zeigt, welche vom Betrachter identifiziert werden könnten – als Bildnisse des Betrachters, sei als Mutiger, sei als Furchtsamer. Die langen Reihen der Rothschen Selbstbildnisse deuten übrigens, vielleicht, auf ein Dämmern dieser Absicht im Künstler hin. Jedoch, es scheint einem nicht nur der sogenannte Künstler sein zu sollen, welcher das Bildnis male – (fast hätte der Verf. pleonasmierenderweise gesagt . . . das Bildnis zu malen hat! zunächst seiner selbst und dann (oder: und damit) das Bildnis des Betrachters –. Zum Malen dieses Bildnisses braucht es auch die bildende Tätigkeit des Anschauenden. (Der Verf. sieht leider derartige – soll er es wagen zu sagen: gegensatzverschlingende? – Tätigkeiten als nicht-mittelbar an, er redet also hier von ihnen nur tentativlich, leider (und leichtfertig, pardon!).

Vorlieb zu nehmen (sich zu bescheiden – könnte man ebensogut sagen), *Vorlieb zu nehmen mit der Unsicherheit* – diesen Gedanken (sollte der Verf. eher sagen: dieses Bild, oder diesen Satz gar?), auf diesen Gedanken mich (den Verf.) gebracht zu haben – nein: gebracht haben zu können, das würde ich dem Ausstellenden zugestehn, aber er müsste mir zuvor seine Werke – eben im Vorliebnehmen (nicht nur seinem, sondern auch meinem) – einigermassen unterhaltsam, geniessbar, anschaubar, anschaulich, deutlich oder wenigstens deutlich undeutlich machen bzw. gemacht haben. Das sind und bleiben aber Fragen. Frage bleibt auch, ob man nicht, anstatt das einfache *Vorliebnehmen mit Unsicherheit* in Verbindung mit Roths Bilderwerk

zu bringen, eher das *Vorliebnehmen mit der Unsicherheit beim Vorliebnehmen mit der Unsicherheit* zum genannten Zwecke brauchen soll? Oder sollte man sogar, über Diesalles hinausgehend, zugeben sollen, der Satz: *Vorliebnehmen mit der Unsicherheit beim Vorliebnehmen mit der Unsicherheit* . . . u.s.w. ad inf. sei aus einem der hier ausgestellten Bilder gesprungen, und das ausgerechnet dem Verfasser in den Kopf ?!

Ja, und sollte man, vielleicht, noch einen Schritt, sich weiter vorwagend, tun, dann Folgendes fragen müßend: Liegt (oder steht) die dieser Frage (diesem Satze) vorhergehende Frage nicht da drauf (was sage ich?), *liegt* der Reiz, (nein!) *steht die Wucht* des Fragens – des Fragens vor Bildern wie zum Beispiel den hier in Zieglers Galerie ausgestellten –, steht diese Wucht nicht auf dem Sockel dessen, dass das Fragen, die Fragen alle, ja dass die Frageansich, dass Die von nun an Selbstsich als Antwort hingeworfen werden wird!? Dass die Frage mit sich selbst, als Antwort, Vorlieb nehmen *muß* (was sage ich?) – *wird*, nein: *will!*

Lassen Sie mich schliesslich der ein wenig erregten Frage, Madame Frage, wieder vom Sockel hüpfen helfen (wenn sie nicht will – runter-reissen), ja, vom Sockel brechen (auf den Roth nicht, sondern *Ich* sie gestellt hatte). Und lassen Sie mich den Sockel – leicht wie er ist – hinter mich werfen. Die Frage ist aber sogleich: Wohin? Was bleibt? – Wowas??

Bleibt einem nicht Dieses: Wieder einmal scheint nichts Anderes geschehen zu sein, als dass das Wort nicht zu Bilde, mit andern Worten: das Bild nicht zu Worte kommen konnte. Und, unter uns gesagt, wieder einmal ist dem Verfasser Nichts-anderes gelungen, als zu zeigen, wie die Beiden immer noch auf ihren Sockeln stehn, B. und W. –

Und weiterhinwiederum bleibt dem V. nichts
Anderes, als auf die verwitterten Inschriften zu
zeigen, die – schärfere Augen mögens heute
noch lesen können – zwei uralte Parolen von
sich geben:

«HIE SCHMIERI!» – «HIE BLABA!»



33 Selbstbild im Hinblick
auf einen Fremden
Reykjavik Jan. 1974
46 x 31 cm Mischtechnik

34 Trauriger Zauber
Reykjavik Jan. 1974
100 x 70 cm Mischtechnik

